

**Zeitschrift:** Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt

**Herausgeber:** Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich

**Band:** - (1992)

**Artikel:** Die Verslumung der Welt : vom Zusammenbruch des Kasernensozialismus zur Krise des warenproduzierenden Systems

**Autor:** Kurz, Robert

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1073017>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## PERSPEKTIVEN

---

Robert Kurz

Die Verslumung der Welt.

Vom Zusammenbruch des Kasernensozialismus zur Krise des warenproduzierenden Systems

### Prolog

Je mehr die freiheitliche, plurale „Urbanität“ der westlichen Gesellschaften beschworen wird, desto weniger scheint sie real zu existieren. Daß die Freiheit des Geldes die Lebensqualität abgetötet hat, zeigt sich dinglich an der eisigen, menschenfernen Warenästhetik von urbanen Zentren, die sich nach Geschäftsschluß in tote Geisterstädte verwandeln. Die öde Gleichförmigkeit, mit der in New York ebenso wie in Mexico City, in München oder Paris architektonische Abstraktionen implantiert werden, die weder etwas mit ihrer Umgebung zu tun haben noch einem menschlichen Zweck außer dem des Kaufens und Verkaufens dienen, verweist auf eine abstrakte Verwertungslogik, die das genaue Gegenteil von Pluralität und Individualität ist. Das Verschwinden alteingesessener Buchhandlungen zugunsten kapitalkräftiger Klamottentempel symbolisiert die Geistverlassenheit einer Normalität, die bereits von „schwarzen Sheriffs“ und Kampfhunden bewacht werden muß. Die seelischen und ästhetischen Slums der deutschen Fußgängerzonen entsprechen den wachsenden sozialen Slums ausgenommener Bevölkerungssegmente in allen Weltmarkt-Gesellschaften. Es handelt sich offenbar nicht mehr um isoliert zu betrachtende (z. B. städtebauliche) Probleme, sondern um die Verfaßtheit der Warengesellschaft überhaupt. Ausgerechnet jetzt also Kapitalismuskritik? Vielleicht hat eine adäquate Kritik dieser entsinnlichten Produktionsweise der Moderne noch gar nicht begonnen.

### Die traurigen Sieger der Geschichte

Am Ausgang des ereignisreichen 20. Jahrhunderts, so hören wir, habe sich das Match der Geschichte für immer entschieden. In der Ewigkeit von Markt und Konkurrenz, von Rentabilität und liberaler Demokratie, kurz: im Nirvana des Geldes soll die Menschheit am Ende ihres Weges angekommen sein. Der westliche way of life wird zum strahlenden Sieger im Konflikt der Ideen und Systeme ausgerufen. Aber es scheint sich dabei so zu verhalten wie bei jenem alten Witz: In der Kunstaustellung wird ein koploser Torso unter dem Titel „Der Sieger“ gezeigt, und der kleine Fritz fragt erschrocken, wie denn wohl der Verlierer ausgesehen habe.

Der Untergang des östlichen Kasernensozialismus macht die Welt nicht bewohnbarer, im Gegenteil. Dieser Zusammenbruch setzt nur die soziale und ökologische Verwüstung fort, wie sie ganz unabhängig von der jeweiligen Legitimationsideologie bereits den größeren Teil der Erde kennzeichnet und auch längst im glorreichen Westen selbst sich bemerkbar macht. Die Zerstörung der globalen Naturgrundlagen durch betriebswirtschaftliche Vernutzungsorgien ist bereits so weit fortgeschritten, daß internationale ökologische Organisationen einen Übergang von „Katastrophen-Ereignissen“ zu „Katastrophen-Prozessen“ feststellen. Dasselbe Bild bietet sich in sozialer Hinsicht. Armut, Obdachlosigkeit und Verelendung breiten sich schneller über den Globus aus als alle denkbaren Hilfsmaßnahmen.

Die Völker Osteuropas und der ehemaligen Sowjetunion müssen jetzt die Erfahrung machen, daß der westliche way of life für sie an Zerstörungskraft dem östlichen nicht nachsteht. An die Stelle eines bürokratisch kommandierten Lebens im ewigen Biwak der Planwirtschaft ist das Recht getreten, in liberaler Freiheit ganz individuell zu scheitern und zu verhungern. Der „Sieg“ der Marktwirtschaft beschleunigt nur die Verslumung der Welt, und das gemeinsame Ziel von Staatssozialismus und Kapitalismus scheint darin zu bestehen, diese Erde in eine einzige dampfende Müllhalde zu verwandeln. Etwas kann nicht stimmen mit dem bisher ausgekämpften „Systemkonflikt“. Vielleicht markiert der Epochenbruch gar nicht den Sieg des Westens und seiner Marktwirtschaft, sondern die Krise der gemeinsamen Grundlagen aller modernen Gesellschaftssysteme.

### Ein Dinosaurier der Modernisierung

Nimmt man den zuchthäuslerischen Staatssozialismus blauäugig beim Wort seiner Selbstlegitimation und begreift ihn als (gescheitertes) „nachkapitalistisches Experiment“, dann scheint heute jede Zukunft jenseits der totalen Marktwirtschaft für immer verstellt. Und das wäre auch gut so, denn wer wollte in einem von Stacheldraht umzäunten Stechschritt-Alltag sein Leben vergeuden? Ganz anders sieht es freilich aus, wenn wir den untergegangenen Staatssozialismus nicht als gescheiterte Zukunft, sondern umgekehrt als Zerrbild unserer eigenen westlichen Vergangenheit begreifen. Dann könnte es sich weit eher um einen Dinosaurier

kapitalistischer Urgeschichte gehandelt haben, d.h. um ein Modell nachholender Modernisierung.

Die Russische Revolution von 1917 spielte sich bekanntlich nicht als Krise eines hochentwickelten Kapitalismus ab, sondern in einer rückständigen, „unentwickelten“ Weltregion. Die marktwirtschaftliche Modernisierung lag nicht hinter, sondern vor dieser Gesellschaft. Als vermeintliches Gegen-system und „Reich des Bösen“ konnte sie nur durch ihre historische Ungleichzeitigkeit einem westlichen Bewußtsein erscheinen, das seine eigene Durchsetzungsgeschichte vergessen hatte. Denn nahezu alle am östlichen Staatssozialismus heute verdammten Elemente finden sich in der einen oder anderen Form auch in den Annalen der westlichen Demokratien.

Staatlicher Terror war auch im Westen der Geburtshelfer von Freiheit und Marktwirtschaft. Regimes wie das eines Cromwell oder Robespierre, eines Napoleon oder Bismarck standen an Zwanghaftigkeit dem heute mit Liebe zum Detail als Teufelsgestalt ausgemalten Stalinismus kaum nach. Die nicht zuletzt von der Guillotine gelegte Blutspur der westlichen Demokratie läßt sich nicht verwischen. Und selbst die gern als liberaleres Muster der Modernisierung angeführten Holländer wüteten in ihren Kolonien höchst unliberal als Menschenschlächter, wie überhaupt der Kolonialismus mit seinen Hekatomben von Opfern zu den großen Anschubkräften des freiheitlichen Kapitalismus gehörte. Von der Kinderarbeit in den barbarischen „Mühlen des Teufels“ über weite Strecken der westlichen Industrialisierungsgeschichte ganz zu schweigen. Auch auf dem Grunde des Westens finden wir den Gulag.

Die nachholenden Entwicklungsgesellschaften seit Beginn des 20. Jahrhunderts fanden überall objektiv Probleme vor, die denjenigen im Westen hundert oder hundertfünfzig Jahre vorher ganz ähnlich waren. Es ist daher kaum verwunderlich, daß die unschönen Methoden der Modernisierung sich wiederholten. Mochten die russischen Revolutionäre sich auch subjektiv (und den vorgefundenen rohen Verhältnissen entsprechend ziemlich vage) als „Antikapitalisten“ verstehen, so konnten sie doch selber nichts anderes historisch auf den Weg bringen als ein Modell nachholender Kapitalisierung und Ökonomisierung der Gesellschaft. Weit davon entfernt, eine nachkapitalistische Umwälzung darzustellen, muß der „Rote Oktober“ so eher eine Französische Revolution des Ostens genannt werden.

Für Rußland galt es zunächst, feudale und patriarchalische „Herr-Knecht-Verhältnisse“ zu überwinden. Die bemühte marxistische Orthodoxie in den Schriften Lenins läßt sich leicht als durch und durch antifeudal gefärbte Modernisierungstheorie dechiffrieren. Für die revolutionären russischen Soldaten war es ja noch ein Gegenstand von Resolutionen, ihre Vorgesetzten nicht mehr mit „Euer Hochwohlgeboren“ anreden zu müssen. Es war überhaupt nicht selbstverständlich, daß jeder Mensch gleichermaßen ein geschäftsfähiges Rechts- und Staatsbürgersubjekt ist, wie es der moderne Kapitalismus verlangt. Je rückständiger aber eine Gesellschaft unter den Bedingungen des beginnenden 20. Jahrhunderts war, desto radikaler mußten auch die Methoden sein, mit denen die alten „Herr-Knecht-Verhältnisse“ beseitigt wurden.

Zweitens aber galt es, eine weitgehend selbstgenügsame bäuerliche Naturalwirtschaft in eine moderne Arbeitsgesellschaft zu verwandeln. Der einzige mögliche Weg, um von einer gleichsam noch ungesellschaftlichen Subsistenzökonomie zur Vergesellschaftung der Produktion zu gelangen, ist aber zunächst immer das Geld, d.h. die „Monetarisierung“ der Menschen. Dieses historische Entwicklungsstadium läßt sich offenbar nicht überspringen. Wie die Massen erst in moderne Rechtssubjekte zu verwandeln waren, so auch in entsprechende Geldsubjekte. An die Stelle agrarischer Naturalwirtschaft mußte das betriebswirtschaftliche Kalkül eines modernen warenproduzierenden Systems treten. Mit Gewalt wurden die bäuerlichen Menschen zu „Geldverdienern“ gemacht und an die Fabrik- und Bürodisziplin angepaßt, bis hin zur Todesstrafe für Zuspätkommen.

Gewissermaßen handelte es sich um die Zwangsrekrutierung einer modernen Arbeiterklasse (statt um die Aufhebung der abstrakten Arbeitsgesellschaft). All dies hatte mit der Kapitalismuskritik in der Marxschen Theorie herzlich wenig zu tun. Aber die russische Zwangsmodernisierung fand ja in einer Welt statt, die schon höher entwickelte Warenaufmärsche im Westen kannte. Die Herausbildung einer modernen Nationalökonomie in einer rückständigen Region des Weltmarkts sah sich notgedrungen in Konkurrenz zum Westen und benötigte eine eigene Legitimationsideologie, um sich abgrenzen zu können. So erklärt sich die verbogene ideologische Anleihe bei Marx, wie sie später auch zum Teil in der Dritten Welt zu beobachten war. „So vieler Müh und Sünden bedurf' es, Rom zu gründen.“ War das neue Rom des Ostens bloß ein historischer Fehler,

ein falsches System oder gar ein einziges Verbrechen? Es muß die Gegenfrage gestellt werden, ob man ganze Geschichtsepochen und Gesellschaftsformationen überhaupt derart naiv mit Kategorien wie „richtig“ oder „falsch“ erfassen kann. Und was wäre die Alternative gewesen? Selbst im Westen gibt es, gelegentlich vermittelt über Großmütter oder Urgroßväter, so etwas wie eine soziale Erinnerung an die Zeit agrarischer Bedürfnisarmut, als es für viele Menschen noch zum Alltag gehörte, auf Strohballen mit einer Pferdedecke im Kuhstall zu schlafen.

Die Devise Lenins und der Seinen lautete schlicht und einfach: Raus aus dem Kuhstall! Sie wollten (wie auf seine Weise schon Zar Peter der Große) um jeden Preis in die westliche Moderne eintreten, und dafür nahmen sie auch schmutzige Mittel in Kauf. Die Resultate waren keineswegs nur Zwang und Fron. Majakowski besang als „kleine eiserne Wolke“ die prosaische Sensation der Warmwasserdusche in den neuen Mietskasernen. Und Alphabetisierung, kostenloser Schulbesuch für alle, frei benutzbare Bibliotheken, medizinische Versorgung und vieles andere, was Marx übrigens zur „zivilisatorischen Mission des Kapitals“ rechnete, kann durchaus als emanzipatorische Seite der Modernisierungsdiktatur bezeichnet werden. Dieses Doppelgesicht der Modernisierung kann auch der Westen nicht verleugnen. Wenn er die Sowjetunion als historischen Verlierer verdammt, muß er seine eigene Geschichte, seine eigenen Voraussetzungen und damit sich selbst verdammten. Schon deswegen kann der Zusammenbruch des Staatssozialismus nicht jener einfache Sieg des Westens sein, als der er jetzt von verbündeten Ideologen gefeiert wird.

#### *Die Eintrittskosten für Späteinsteiger*

Wenigstens die bürokratische Planwirtschaft der Sowjetökonomie scheint etwas der westlichen Marktfreiheit völlig Fremdes und Entgegengesetztes zu sein. Aber auch in dieser Hinsicht hat der Westen nur seine eigene Vorgeschichte vergessen. Der westeuropäische Merkantilismus des 17. und 18. Jahrhunderts kannte genausogut «staatsökonomische, bürokratische Entwicklungsstrukturen; vom Staatseigen-tum an den Manufakturen bis zum staatlichen Außenhan-delssmonopol. Freilich hatten sich diese Strukturen im Westen nie derart verfestigen und die gesamte Gesellschaft durchdringen können wie in der Sowjetökonomie. Aber ge-

rade dieser Unterschied verweist weniger auf eine „falsche“ Ideologie der russischen Modernisierer als vielmehr auf ein objektives Dilemma der „nachholenden“ Installation einer industriellen Marktwirtschaft seit Beginn des 20. Jahrhunderts.

Denn die neu sich herausbildende sowjetische Warenökonomie traf ja nicht nur ideologisch auf die westlichen Marktsysteme, die schon eine viel längere Entwicklung hinter sich hatten. Sie mußte sich auch im Warentausch auf dem Weltmarkt behaupten. Das war aber schon damals nur möglich, wenn ein Land auf dem Standard der Produktivität einigermaßen mithalten konnte. In dieser Hinsicht hatten alle historischen Nachzügler freilich ein schweres Handicap zu überwinden. Denn als der Westen einst seine eigene industrielle Entwicklung begonnen hatte, war für eine „rentable“ Produktion noch ein ziemlich geringer Aufwand an Sachkapital nötig gewesen. In vielen Branchen genügten wenige Maschinen und einfache Gebäude; oft brachten sogar die Arbeiter, wie z.B. die Solinger Scherenschleifer, noch ihre eigenen Werkzeuge in die Fabrik mit.

An Ende des Ersten Weltkriegs war jedoch der westliche Sachkapitalstock bereits gewaltig angewachsen. Für eine weltmarktfähige Produktion war nicht nur ein größerer Wissenschafts- und Maschinen-Einsatz, sondern auch eine breitgefächerte gesellschaftliche Infrastruktur notwendig geworden. Nicht umsonst war auch im Westen längst ein Teil dieser Aufgaben ihres Umfangs wegen auf den Staat übergegangen. Wurden beispielsweise die ersten Eisenbahnstrecken noch überall in Form privater Aktiengesellschaften betrieben, so mußte beim Ausbau des Bahn- und Straßennetzes schon bald in den meisten Ländern der Staat einspringen, weil die Kapitalkraft der Privaten überfordert gewesen wäre.

Um wieviel mehr mußte dies für einen Newcomer wie die Sowjetökonomie gelten! Die gesamtgesellschaftlichen „Einstiegskosten in den Kapitalismus“ waren durch den Zwangsvergleich mit dem Westen auf den Warenmärkten so hoch, daß sie auf keinem Gebiet mehr privatwirtschaftlich mobilisiert werden konnten. Schon die zaristischen Industrialisierungsprojekte waren Staatsunternehmen mit Hilfe von Auslandskrediten gewesen. Jetzt mußte der neue Staat seine entstehende industrielle Basis nicht nur durch Zollschränken und Außenhandelsmonopol schützen, sondern ihre flächendeckende Organisierung selbst in die Hand nehmen. Es entstand eine Planungsbürokratie, die aus der

ganzen Gesellschaft „Mehrwert“ abschöpfte, um ihn dann in die strategischen Sektoren der Industrialisierung zentral umzuverteilen (Montan- und Schwerindustrie, Straßen- und Eisenbahnbau, die berühmte Elektrifizierung, Schulen usw.). Das ist das ganze Geheimnis der Planwirtschaft: kein Gegensatz zum Markt, sondern im Gegenteil eine Form, um unter den Bedingungen einer „nachholenden“ Modernisierungsgesellschaft den Markt sozusagen aus dem Boden zu stampfen.

Freilich wurde damit auch unfreiwillig so etwas wie ein Systemdefekt eingebaut. Aus Gründen der äußeren Konkurrenz gegenüber den höher entwickelten westlichen Marktsystemen mußte die innere Konkurrenz durch bürokratische Kommandostrukturen ersetzt werden. Die Wirtschaftssubjekte wurden so einerseits zu Marktteilnehmern mit betriebswirtschaftlichen Interessen gemacht, sollten aber andererseits nicht als solche handeln. Damit aber wurde langfristig der Funktionsmechanismus des selbst hervorgebrachten Marktsystems lahmgelegt. Die bürokratische „Planung des Marktes“ konnte von den Unternehmen leicht ausgetrickst werden und somit keinen inneren Zwang zur Steigerung der Produktivität auslösen. Dieses System einer bürokratisch verkrüppelten Marktwirtschaft war offenbar nur fähig zur extensiven Basis-Industrialisierung, nicht aber zur intensiven Rationalisierung der industriellen Binnenstrukturen.

Andererseits aber war ja die graue Staatswirtschaft keine ideologische Kopfgeburt, sondern bittere Notwendigkeit für die ökonomische Selbstbehauptung der historischen Nachzügler. Auch in den späteren Entwicklungsgesellschaften der Dritten Welt wiederholte sich dieses Dilemma, selbst wenn sie einen prowestlichen Weg der „weißen Revolution“ zu gehen versuchten. Überall mußte sich die Schere des Entwicklungsabstands zum Westen nach qualvoll erkauften vorübergehenden Erfolgen bald wieder öffnen. Nach einer längeren oder kürzeren Übergangsperiode saßen alle Newcomer irgendwann in der Modernisierungsfalle.

#### *Der totale Weltmarkt als sozialökonomische Hinrichtungsmaschine*

Wenn die staatsökonomisch erstarrten Nachfolgegesellschaften des 20. Jahrhunderts (von denen die sowjetische nur die fröhteste und konsequenteste war) nicht schon früher

zusammengebrochen sind, so könnte diese Galgenfrist etwas mit dem Entwicklungsstand des Weltmarkts selbst zu tun haben. Eine relative, „schützende“ Abschottung war nur möglich, solange auch im Westen die gesellschaftliche Reproduktion noch weitgehend auf die nationalen Binnenökonomien zentriert war. Die Fixierung auf diesen Zustand zeigt sich sogar im Namen der einschlägigen Wissenschaft: „Nationalökonomie“ oder „Volkswirtschaftslehre“. Der Weltmarkt war nur für einige, nicht aber für die Mehrzahl der Güter, Branchen und Unternehmen ein direktes Aktionsfeld. Insgesamt erschien er noch als nachgeordnete Sekundärsphäre der in sich relativ geschlossenen Nationalökonomien.

Dieses Stadium hat das warenproduzierende System aber seit den siebziger Jahren weit hinter sich gelassen. Heute müßte es eine „Weltökonomie“ oder „Weltwirtschaftslehre“ geben. Denn die weiterwirkende Konkurrenzmaschine der westlichen Warengesellschaft hat seitdem neue Produktivkräfte entwickelt, die auch grundsätzlich neue Bedingungen schufen. Durch Mikroelektronik, Computerisierung und Automatisierung wurde die Produktion global zerlegbar. Neue Transport- und Kommunikationstechniken verbilligten die ökonomische Internationalisierung derart, daß sie nach den multinationalen Großkonzernen der siebziger Jahre (Multis) inzwischen auch die kleinen und mittleren Unternehmen erfaßt hat. Parallel dazu internationalisierten sich auch die Finanzmärkte und entglitten den Kontrollmechanismen der nationalen Notenbanken (Eurogeldmärkte). Der Weltmarkt wurde jetzt zum unmittelbaren Funktionsraum für die Wirtschaftssubjekte. Die alten Nationalökonomien zersetzen sich seitdem zusehends.

Je mehr sich aber die „One World“ des Geldes herausbildet, desto deutlicher werden auch die katastrophalen Konsequenzen für eine rapide wachsende Anzahl von Ländern und ganzen Weltregionen. Denn das alte Problem der Vorauskosten „rentabler“ Warenproduktion stellt sich nun auf erweiterter Stufenleiter. Die neuen Produktions- und Kommunikationstechniken erfordern erst recht gewaltige Sachkapital-Investitionen sowohl für die Unternehmen als auch für den Staat. Astronomische Kapitalkosten für immer schneller veraltende Maschinenparks (etwa in der Abfolge von Generationen der Chip-Produktion), für Forschung und Entwicklung, Logistik und Ausbildung werden nötig. Gleichzeitig steigen die sozialen und ökologischen Folgekosten weltmarktfähiger Produktion. Massenarbeitslosigkeit

und Zerstörung der Naturgrundlagen als Konsequenz der totalen betriebswirtschaftlichen Logik erscheinen als kapitalistisch unproduktive Kostenfaktoren.

Weder die Voraus- noch die Folgekosten des Rentabilitätszwangs können von den meisten Ländern mehr gesellschaftlich bewältigt werden. Als erste werden natürlich die historischen Nachzügler mit voller Wucht von der Krise erfaßt. War ihre „nachholende“ Entwicklung dem Westen gegenüber schon bisher prekär und mühsam gewesen, so fallen sie jetzt hoffnungslos hinter den neuen globalen Produktivitätsstandard zurück. Über die terms of trade (das Verhältnis von Export- und Importpreisen) exekutiert der Weltmarkt gnadenlos das Urteil seiner abstrakten Maßstäbe und überwindet dabei mühelos jeden „eisernen Vorhang“. Denn das Zurückfallen hinter die geforderte sachkapitalintensive Produktivität bedeutet, daß ein Land immer mehr eigene Ressourcen vergeuden muß, um immer weniger fremde dafür zu erhalten. Das Resultat ist die Ausblutung dieser Volkswirtschaften.

Zum Scheitern verurteilt sind alle Versuche, die sozialökonomische Hinrichtung durch den Weltmarkt mit Hilfe von Krediten aufzuhalten. Die Simulation von Kaufkraft durch die Aufblähung des inneren Staatskredits direkt über die Notenpresse führt nur zu immer neuen Schüben von Hyperinflation, die eine sterbende Volkswirtschaft nach der anderen erschüttern. Die Aufnahme von Auslandskrediten über das internationale Finanzsystem brachte nur die Internationalisierung der Schuldenkrise, weil die Kosten für die Tilgung und Verzinsung dieser Kredite die Erträge der damit getätigten Investitionen bei weitem überstiegen. Der Prozeß der Ausblutung hat sich durch die äußere Verschuldung nur noch beschleunigt.

In Wirklichkeit ist also der Zusammenbruch des Staatssozialismus keineswegs bloß das Ende eines isolierten „falschen“ Systems. Schon ein Jahrzehnt zuvor hatte ja der Zusammenbruch großer Teile der Dritten Welt unter Einschluß zahlreicher durchaus prowestlicher und konservativer Regimes begonnen. Das Problem der nicht mehr bewältigbaren Kapitalkosten stellt sich durchaus „systemübergreifend“ dar. Der bloße wirtschaftspolitische „Modellwechsel“ durch Privatisierung, Preisfreigabe usw. nützt den ehemaligen Staatswirtschaften daher gar nichts. Ohne reale Konkurrenzfähigkeit wird das Bekenntnis zur Konkurrenz als Prinzip bloß den eigenen Bankrott beschleunigen. Die mehr eifriger als klugen demokratisch-marktwirt-

schaftlichen Reformer merken gar nicht, daß sie im Grunde genommen vor demselben Problem wie der Stalinismus stehen, nur in noch größeren Dimensionen. Sie müßten ihre Völker schon verhungern lassen, um die nötigen Investitionskosten zu „erwirtschaften“. Statt den erhofften Konsum ernten die Menschen nur dieselben Sprüche wie früher: im Namen einer besseren (diesmal westlich-konkurrenzökonomischen) Zukunft, die niemals kommt, sollen sie ihr Leben in einem „Tal der Tränen“ hinbringen.

Vor diesem Hintergrund kann das Gerede der Ideologen vom „Sieg“ der demokratischen Marktwirtschaft des Westens nur noch als dummdreister Zynismus erscheinen. Es verdunkelt nicht nur den historischen Zusammenhang des Ostens mit dem Westen, sondern auch die aktuelle Zwangskompatibilität über den totalen Weltmarkt. Nimmt man aber das historisch gewachsene warenproduzierende System als jene globale Ganzheit, die es heute ist, dann können Gewinner und Verlierer gar nicht mehr isoliert betrachtet werden. Statt den Verlierer- und Zusammenbruchsländern angebliche ordnungspolitische „Sünden“ wider die reine Marktwirtschaft vorzuhalten, die doch nur dem Problem der historischen Einstiegskosten in das moderne Marktsystem geschuldet waren, müßte die Kritik eher umgedreht werden.

Denn die Gewinner haben nicht die bessere Gesellschaftsordnung, sondern sie exportieren nur die Geschäftskosten des warenproduzierenden Systems über den Weltmarkt in die Verliererstaaten. Mit Hilfe ihrer Weltmarktgewinne können sie die Massenarbeitslosigkeit im eigenen Land dämpfen oder alimentieren, einen Teil der Beschäftigung in die staatlichen Dienstleistungssektoren umschichten und die ökologische Zerstörung auf dem eigenen Territorium notdürftig reparieren. Die Verlierer dagegen müssen nicht nur wachsende Teile ihrer eigenen Industrien mangels „Rentabilität“ stilllegen (Deindustrialisierung). Sie müssen den Giftmüll des Westens importieren und Raubbau an den eigenen Naturressourcen betreiben, um Devisen zu verdienen. Ihr ohnehin meistens nur schwach geknüpftes soziales Netz zerreißt, weil die Abschöpfungsquellen des Staates versiegen.

Dieser Prozeß der globalen „Afrikanisierung“ hat inzwischen geradezu apokalyptische Zustände hervorgetrieben. Die ausblutenden Schuldenstaaten beginnen ihre eigene Infrastruktur zu verschleudern. Von der Krankenhauseinrichtung bis zum Straßenpflaster wird alles verscherbelt, was

nicht niet- und nagelfest ist. Riesige Menschenmassen, die von der globalen Marktwirtschaft nicht mehr als „Humankapital“ produktiv vernutzt werden können, vegetieren in verslumten Monstermetropolen. Todesschwadronen und Drogenmafia bestimmen das Bild der Städte. Die Massenprostitution breitet sich aus; schon streiten Prag und Budapest um den Rang eines „europäischen Bangkok“.

Das Civilisationsniveau zerfällt zusammen mit der Staatsautorität, an deren Stelle bewaffnete Banden treten. Als ideologische Reaktionsformen auf den Zusammenbruchsprozeß entwickeln sich religiöser Fundamentalismus und ethnische Mikro-Nationalismen, die aber nicht gesamtgesellschaftlich reproduktionsfähig sind. Sie organisieren nur den Bürgerkrieg in ausweglosen Verteilungskämpfen, hinter dessen Fronten die Vertreter internationaler Organbanken streng marktwirtschaftlich einen schwunghaften Handel treiben. Die Organe der Gefallenen werden ebenso ausgeschlachtet wie diejenigen südamerikanischer Straßenkinder, die wie streunende Katzen weggefangen und um Augen oder Nieren erleichtert werden.

All dem sieht der Westen mit heuchlerischer Unschuld zu und tut so, als hätte es gar nichts mit der Logik seiner wundertäglichen Marktwirtschaft zu tun. Aber die Zusammenbruchsprozesse des globalen Südens und Ostens sind keine Krisen eigenständiger Systeme, sondern historische Krisen der Verwestlichung in der „One World“ des totalen Weltmarkts. Nicht ein „nachkapitalistisches Experiment“ ist gescheitert, sondern die „nachholende Modernisierung“. Die westliche demokratisch-marktwirtschaftliche Moderne erweist sich als vollkommen unfähig, die überwältigende Mehrzahl der Menschheit in ihren Zusammenhang integrieren zu können. Die kapitalistische Dynamik hat sich zu Tode gesiegt; und deswegen kann der Westen selber von der globalen Krise nicht ausgespart bleiben.

Die Substanzverschleuderung der verschuldeten Zusammenbruchssökonomien darf nicht verwechselt werden mit dem früheren Gewinntransfer aus funktionierendem Produktivkapital. Es ist kein unendlicher Prozeß, sondern ein endlicher. Schon beginnen die Rückschläge der Krise den Westen zu treffen und das alberne Siegesgeschrei zu dementieren. Flüchtlingsströme und Seuchen machen vor den Inseln kapitalistischer Normalität ebensowenig halt wie die Drogenmafia. Und die drohende Klimakatastrophe läßt sich keineswegs nach marktwirtschaftlichen Gewinnern und Verlierern sortieren. Seitdem in Bayern sowjetische Aus-

siedler mit angereichertem Uran im Kofferraum ihres ver gammelten Autos geschnappt wurden und Gerüchte um gehen, daß bereits taktische Atomwaffen zu Discountpreisen auf dem Schwarzmarkt zu haben sind, dürfte auch einigen verantwortlichen Herren das marktwirtschaftliche Überlegenheitslächeln auf den dünnen Lippen gefroren sein. Aber auch ökonomisch schlägt der globale Krisenprozeß auf den Westen zurück. Wie die Guillotine der Französischen Revolution ihre Erfinder nicht verschonte, so hat die sozialökonomische Exekutionsmaschine des Weltmarkts längst auch die OECD-Staaten selbst erfaßt. Der Westen bringt seine eigenen Verliererökonomien hervor, je stärker die Externalisierung seiner Geschäftskosten in die übrige Welt an absolute soziale und ökologische Grenzen stößt. Gleichzeitig wird die Auslagerung der Kosten von der Gegenwart auf die Zukunft durch verselbständigte Kreditsysteme im Westen ebenso wie in anderen Weltteilen zum krisengeschüttelten Auslaufmodell. Selbst bei den relativen Gewinnern erweist sich die Last des ständig gesteigerten Staatskredits als unerträglich. Und nach Afrika, Lateinamerika, Indien und Osteuropa drohen die südeuropäische Peripherie und die angelsächsischen Länder zur nächsten Großregion der internationalen Schuldenkrise zu werden. Während die USA noch von einer „neuen Weltordnung“ nach ihrem Bilde faseln, winkt ihnen bereits der innere und äußere Bankrott einer auf allen Ebenen überschuldeten Reproduktionsstruktur. Sie haben sich in Wahrheit nicht weniger totgerüstet als die Sowjetunion, nur der fatale Zahltag ist ein wenig länger hinausgeschoben. Und viele Millionen europäischer und nordamerikanischer Bürger leben auch jetzt schon in abgekoppelten Verfalls- und Armutsregionen auf dem Niveau der Dritten Welt.

#### *Epilog*

Längst ist das Ende nicht dieses oder jenes Subsystems, sondern das Ende der Moderne überhaupt zum Topos in der philosophischen Debatte geworden. Der Rationalitätsbegriff des „Programms“ der Moderne seit Descartes verfällt als Zumutung eines abstrakt-allgemeinen Denkens der Kritik. Die okzidentale „Vernunftreligion“ enthüllt sich in allen Lebensbereichen als zerstörerisches Prinzip. Es war sicher kein Zufall, daß der Begriff der „Postmoderne“ zuerst in der Auseinandersetzung um die abstrakte Gleichförmigkeit der

Nachkriegsarchitektur entstand. Die Menschen sind die Allgemeinheitszumutungen leid.

Aber es scheint sich noch nicht herumgesprochen zu haben, daß die kritisierte abstrakte Allgemeinheit des Denkens und des Stils ihre harte, objektivierte Grundlage in den realgesellschaftlichen Formen der abstrakten Geldwirtschaft besitzt, die in der Unmittelbarkeit des Weltmarkts zum absoluten Realitätsprinzip geworden sind. Eine wahre Postmoderne kann sich nicht darin erschöpfen, die Welt des totalen Geldes bloß mit ein paar Ornamenten verzieren zu

wollen. Nötig wäre es vielmehr, erstmals die gesellschaftlichen Grundlagen des modernen Marktsystems zu überwinden, weil die blinde Logik der Warenbeziehungen alle zivilisatorischen Errungenschaften zurückzunehmen beginnt. Die vom Geld hervorgebrachte „One World“ kann nicht mehr vom Geld regiert werden. Wenn auf einer verslumten Erde bloß noch die Reste vermeintlicher Normalität mit Beton verbunkert und von Killertrupps bewacht werden, dann braucht die Menschheit unter anderem auch keine Architektur mehr.